



**Besuch des Stadtkirchenverbandes Hannover**  
**03. Mai 2011**  
**„Weil die Kirche in der modernen Stadt Zukunft hat“**

**- Es gilt das gesprochene Wort -**

„Gib deiner Stadt ein Gesicht“ lautete vor einiger Zeit in der Frankfurter Allgemeinen Sonntagszeitung ( FAS ) die Aufforderung auf der ersten Seite. „Eine Leseraktion der Sonntagszeitung“.

Die Frage lautete: Wo ist Deutschlands lebendigste Stadt? Wohin zieht es die kreative Klasse - die Künstler, Ingenieure, Werber, Manager, Anwälte, Architekten? München hat zwei exzellente Universitäten und die Alpen in greifbarer Nähe, Hamburg hat den Hafen und ein cooles Klima, Berlin ist jung und hat ein aufregendes Nachtleben“, Hannover hat die Eilenriede, den größten Stadtwald, der größer ist als der Central Park. Und so konnten sich eine Woche Leserinnen und Leser melden und ihre Liebeserklärung an ihre Stadt einsenden, die dann auf der Internetseite veröffentlicht wurde. Im Rausch der Chartshows, der Suche nach Superstars und Supermodells also auch einmal die lebendigste Stadt. Und welches Klientel dabei im Blick ist, zeigte die Berufsauswahl der FAS, alle Angehörigen einer Dienstleistungskaste und dazu noch die üblichen oberen 10.000 in unserer Republik zu denken scheint. Ist das die moderne Stadt mit Zukunft?

Man darf das alles nicht so ernst nehmen, denn Rubriken und Listen der schönsten und saubersten und sichersten Städte Deutschlands hat es immer schon gegeben, auch die Größe, die Bevölkerungszusammensetzung und die Verschuldungsstände der Städte sind ja jederzeit nachlesbar. Wir brauchen diese Statistiken und Befragungen nicht sondern gehen in Hannover einmal ins AWD-Stadion und wissen, welches Hannover ist, „Die schönste Stadt der Welt“. Vor allem hört man es dort, live und in Farbe.

Doch die Suche nach Deutschlands lebendigster Stadt ist ein Indiz, dass Menschen den Ort, an dem sie leben, in besonderer Weise ausgezeichnet sehen wollen. Das erlebt man nicht nur in der Wahrnehmung der Städte sondern es zieht sich durch alle Orte, in denen unser Lebensmittelpunkt ist. Bei einer Reise durch Niedersachsens Dörfer erlebt man immer wieder, wie die Eingangsplaketten darauf hinweisen: Sieger im Wettbewerb „Unser Dorf soll schöner werden 1986 oder 1990“. Vor einigen Wochen habe ich meinen Besuch im Kirchenkreis Gifhorn in Päse begonnen. Golden ausgezeichnet im Jahr 2001. Seit 1996 hat dieser Wettbewerb übrigens den Zusatz: „Unser Dorf hat

Zukunft“ und ist damit eine wirkungsvolle Initiative zur Verbesserung des eigenen Lebensumfeldes. Die Orte an denen wir die meiste Zeit unseres Lebens zubringen sind die Wohn- und Lebensorte. Es ist unser Dorf, es sind unsere Nachbarschaften, die städtischen Wohnortquartiere, der Kiez, meine Stadt.

Und auch wenn es eine zeitlang so aussah, als ob diese Ortsbindung abnehmen würde, Vorstädte zu Wohnmaschinen ohne Seele mutierten und eine möglichst ubiquitäre, also allgegenwärtige Existenz ein Lebensideal zu sein schien: Die meiste Zeit verbringen wir an den Orten wo unser Bett steht. Selbst all die viel Beschäftigten, die sich brüsten, mindesten 60-70 Stunden in der Woche zu arbeiten, können rechnen: Eine Woche hat 168 Stunden. Zusammen-genommen sind die Quartiere in denen wir morgens die Brötchen holen, die Kinder zur Kita fahren oder zum Sportverein und abends das Auto in die Garage, die Orte, an denen entscheidende Lebensvollzüge verbleiben. Und diese Orte kommen auch in den Städten seit bald 15 Jahren verstärkt ins Blickfeld. Es ist eine Attraktivität der städtischen Existenz wieder zu erleben, die vermutlich auch mit einer neuen Wertschätzung des Raumes insgesamt zusammenhängt.

Tatsache ist, dass gerade die Möglichkeit starker Mobilität die Erkenntnis gefördert hat: Wir können nicht überall gleichzeitig sein. Die Paranoia der Omnipräsenz stiftet vielmehr eine neue Sehnsucht nach dem Ortssinn. So ist es auch nicht überraschend, dass die Verweildauer von Mitarbeitern bei ihren Betrieben in den letzten Jahren im Durchschnitt zu- und nicht abgenommen hat. Und die Stadtzentren erleben eine neue Anziehungskraft, so dass sogar die hochspezialisierten Nomaden, Vielflieger und Multitasker gelegentlich nach Hause kommen und zusammen mit ihren Lebensabschnittsgefährten oder Familien die vielfältigen urbanen Qualitäten genießen und mitgestalten. Die Wohnungslosen und Hartz IV Empfänger, die Gehbehinderten und kleinen Kinder waren sowieso nie weg. Als prägende Elemente und Qualitätsmerkmale des städtischen Lebens gelten Wohnen, Sicherheit, Bildung, Arbeit, Kultur.

Gerade unter dem Aspekt beschleunigter Arbeits- und Lebensprozesse, dem wachsenden Leistungs- und Mobilitätsdruck scheint eine Gegenbewegung Raum zu gewinnen. Wim Wenders empfiehlt dringend den Ortssinn: „Wo alles beliebig wird, sollte man das Einzige, was spezifisch bleiben kann, nicht achtlos abtun. Die Orte als ein ruhender Gegenpol im digitalen, im globalen Zeitalter, sie sind da, sie bleiben da, nicht nur als Bildgeber, Bildentwerfer, Bildforderer, nein auch als Bildautoren. Sie bleiben auch da als Bindeglied zwischen Bildern und Geschichten.“ (zitiert nach Vortrag von U.Kuhon, Berliner Lektionen, Januar 2008).

Sicher ist dieses keine Beschreibung, die ausschließlich die Stadt oder eine städtische Existenz im Blick haben muss, aber sie trifft verstärkt die städtische Lebensweise, die sich durch flüchtige Vielfalt und virtuelle oder reale Überforderung auszeichnet. Städte, auch die Städte der Zukunft, werden sich erheblich voneinander unterscheiden. Nicht nur oberflächlich nach Größe und Geschichte. Es wird wachsende und viele, viele schrumpfende Städte geben. Städte, die ihre Zukunft erfinden wollen und solche, denen sie geschenkt wird. Die Sprachen der Städte werden sehr unterschiedlich sein. Es sind nicht nur Dialekte, sondern sie bestimmen mit, wie Kindheit und Armut, wie Migration oder Herkunft jeweils unterschiedlich erfahren werden. Ob in Berlin, Hannover oder Frankfurt sind die Erfahrungen, „Ausländer“ oder der „Anarchist“ zu sein völlig unterschiedlich. Das gilt übrigens auch für die Erfahrung, Christ oder Moslem zu sein. In einer so entkirchlichten Stadt wie Berlin, in der weniger als 25% Mitglieder der evangelischen Kirche sind, klingt die Zugehörigkeit zu einer Religion völlig anders, als in Osnabrück.

Die Sprachen sind von Stadt zu Stadt verschieden. In Berlin rennen die Menschen häufiger einer U-Bahn hinterher, als in München; obwohl sie in München meist viel länger auf die nächste warten müssen. Die Worte *Lust*, *Spaß* und *Arroganz* werden nirgends so häufig in Internet-suchmaschinen eingegeben wie in Hamburg, während sich Berliner für *Melancholie*, *Faulheit* und *Kultur* interessieren. Ich müsste raten, was es in Hannover ist: *Messe*, *Zoo*, *hochdeutsch* vielleicht. Die Sprachen der Stadt sind Zeichen, die sich aus Gebäuden und Gebärden, Geschwindigkeit und Gesten genauso zusammensetzen wie aus Stimmungen und Störungen, die eine Stadt fortdauernd selbst produziert. Und die Türme, die in den Himmel über die Städte ragen sind Fernseh- oder Messetürme, Dienstleistungskathedralen oder manchmal noch die Kirchen.

Wenn wir gestern in der HAZ lesen konnten: „Bedroht: Die Kirche im Dorf“ und darin die Sorge laut wurde, die Kirche müsse im Dorf bleiben ist das eine richtige, aber eben auch sehr einseitige Beschreibung. Wer will, dass die Kirche im Dorf bleibt vergisst nämlich fast 90 Prozent aller Menschen in Deutschland. In deren Ausweisen steht als Wohnanschrift nämlich keine Dorf- sondern eine Stadtadresse. Und diese Prozentzahl steigt.

Dennoch kommt dem geflügelten Wort : „Die Kirche muss im Dorf bleiben“ eine wichtige Bedeutung zu. Denn wir erkennen, dass die Grenzziehungen zwischen Stadt und Land längst nicht mehr so scharf wie in vergangenen Jahrhunderten sind. Stadtmauern geschleift, Eingangskontrollen abgeschafft. Es zeichnen sich seit längerem in Deutschland neue Stadtstrukturen ab, die nicht mehr dem traditionellen Modell der kompakten Stadt mit einem klar definiertem Zentrum und einem darauf ausgerichteten Umland entsprechen. Stadt und Stadtregionen verschmelzen und werden durch Suburbanisierung, infrastrukturelle Vernetzungen mit ländlichen Räumen und Eingemeindungen zu Regionen, in denen sich Stadtbewohner in ehemaligen Dörfern oder neuen dorfähnlichen Strukturen bewegen. Zugleich finden sich in vielen städtischen Nachbarschaften

Phänomene, die eine fast dörfliche Lebensform erlauben. Aber dennoch gilt: „Die Kirche bleibt im Dorf“ wenn das Dorf in der Kirche bleibt. Oder genauer: Die Kirche bleibt bei den Menschen und deshalb bekommt die Kirche in der Stadt auch eine eigene, zentrale Bedeutung zu: Dort leben jetzt und zukünftig die meisten Menschen.

Wenn man auf die demografischen Statistiken schaut, so wird man erkennen müssen, dass die einzigen Wachstumsgebiete von Bedeutung in Deutschland Regionen in den Städten oder Stadträumen sind.

Die zentralen Orte des politischen, kulturellen und sozialen Lebens für die überwältigende Mehrheit der meisten Menschen in Deutschland und in der Welt sind Städte, nicht Dörfer. Die Stadt ist weltweit, seit ihrer Erfindung, die dominierende und fortwährend wachsende Siedlungsform. Sie bleibt, als eine der größten Kulturleistungen der Menschheit, das mutige Versprechen auf ein glückliches Leben. Ein Versprechen, das die Städte in fast allen Erdteilen rasant wachsen lässt. Während allerdings in anderen Regionen der Welt die Städte zu Mega-Citys mit mehr als 10 Millionen Einwohnern anwachsen, schrumpfen in Europa viele Städte. Aber auch hier wird insgesamt die Verstädterung weiter zunehmen. Die Stadt verspricht Freiheit und Glück und zieht damit weltweit jedes Jahr Millionen von Menschen in ihren Bann. Sie verlassen ländliche Regionen, um in Städten nicht nur einen Arbeitsplatz, sondern auch eine neue Heimat zu finden. Jeden Tag wandern 150 000 Menschen in die Städte dieser Welt. Alle fünf Tage entsteht ein neues Rotterdam, alle drei Monate ein neues New York. Angesichts der weltweiten Bevölkerungsentwicklung gibt es keine sinnvolle Alternative zur städtischen Lebensform für die Mehrheit der Menschen. Die Stadt ist die einzige sozialräumlich verdichtete Lebensform, die eine Chance bietet, mit den begrenzten bewohnbaren Flächen auf der Erde verantwortlich umzugehen. Das Idyll des Häuschens im Grünen für alle ist angesichts der Entwicklung der Weltbevölkerung eine sozialromantische Utopie, die eine fahrlässige Verschwendung von Ressourcen bedeutet und direkt in die ökologische Katastrophe führt.

Wenn bis zum Jahr 2030 von acht Milliarden Menschen fünf Milliarden in Städten wohnen werden, müssen einige dieser Städte ins gigantische gewachsen und extrem verdichtet sein, um allen Bewohnern angemessenen Raum zur Verfügung zu stellen. Damit wird deutlich, wie die positiven Verheißungen städtischen Lebens auch zukünftig mit massiven Zumutungen verbunden sein werden: sozialräumliche Enge, Begegnung mit dem Fremden, isolierte Existenzweise, soziale Spaltung, öffentliche Konflikte.

Und damit landen wir direkt bei der Aufgabenbeschreibung der Kirche in der Stadt der Zukunft. Die Kirchen pflegen den Ortssinn. Keine andere Institution hat in unveränderter Art und Weise über

Jahrhunderte im Wachstum und Schrumpfen, in dem Ausweiten und der Verwandlung unserer Städte diese Kontinuität und Aufmerksamkeit für den Ortssinn bewahrt, wie die Kirchen.

Die Dome und Münster die sich stolz in den Himmel strecken sind die einzigen Immobilien, die sich als unverfügbare Räume jedweder Kommerzialisierung oder politischer Instrumentalisierung widersetzen. Und dabei zugleich immer dem Geist des Ortes, dem *genius loci* treu blieben. Haben sich Zentren verschoben, sind Quartiere gewandert, Milieus gewechselt, die Kirchen blieben und markierten damit die Schnittstelle zwischen der städtischen Architektur, als Bild der europäischen Stadt und den Geschichten der Stadt und ihrer Bewohner.

Wenn fast 90 % der Bundesdeutschen in Städten leben und es tatsächlich immer noch mehr werden, dann sind sie die Orte der Herausforderung. Dort toben die Verteilungskämpfe am heftigsten, dort wird der Kampf der Kulturen ausgetragen, dort wächst die Schere zwischen denen die haben und denen die nichts haben, dort bilden sich sichtbare Ghettos und Parallelgesellschaften. Dort wird Gleichgültigkeit als imprägnierende Hülle lebenswichtig, um dem Zwang rasanter Trends, schnell wechselnder Moden und verglühender Traditionen zu widerstehen. Und dort stehen unsere Immobilien, dort erzählen wir Geschichten, die zwei Jahrtausende alt sind, dort hüllen wir uns in schwarze Gewänder, die seit einigen Jahrhunderten gleich geblieben sind und singen Lieder und feiern Rituale, deren Ursprung die allerwenigsten jemals erfassen können. Das ist das leidenschaftliche Aufeinandertreffen von Kirche und Stadt. Hieran entzündete sich unsere Lust, in das Erwachen eines neuen Interesses an Stadt und Ortssinn einzutauchen und ein paar Spuren zu legen. Das machen wir in folgenden Feldern:

Seit einigen Jahren kehren die Fragen nach Gott und die religiöse Sinnsuche in die Öffentlichkeit und damit in die Städte zurück. Mit ursächlich für diese Rückkehr ist auch das selbstbewusste Auftreten des Islam und die damit verbundene Diskussion über die Bedeutung der jüdisch-christlichen Überlieferung und ihrer Wertvorstellungen im eigenen Kulturkreis.

Wo religiöse Weltdeutungen konkurrieren und sich tagtäglich begegnen, entstehen Abgrenzungen, Vorwürfe und Vergleiche. Zugleich aber müssen auch Toleranz und Dialogbereitschaft eingeübt werden und führen zu einer Praxis des gelebten Miteinanders. Die Stadt bleibt somit als Spielraum religiöser Entwicklungen einzigartig. Daraus ergibt sich für die Kirchen als größte und älteste Religionsgemeinschaften in den meisten europäischen Städten eine besondere Verantwortung, das Gespräch mit anderen Religionen zu führen. Um des Zusammenlebens der Menschen verschiedener Religionen willen gibt es keine Alternative zu einem Dialog der Religionen in der Stadt. In einem solchen Gespräch bündelt sich das Hoffnungspotential, Städte zu Orten zu verwandeln, die für alle

Bürgerinnen und Bürger lebenswert sind, weil sie ihnen eine gerechte Teilhabe an den Gütern der Stadt ermöglichen. Das ist nicht nur ein politisches Geschäft, es ist auch ein Handeln Gottes, um das Gläubige aller Religionen in einer Stadt im Gebet bitten. Dieser Dialog wird mühsam bleiben und braucht gerade deshalb eine institutionelle Form (Forum, Rat der Religion), die in kritischen Zeiten die Gewähr für kontinuierliche Begegnungen bietet.

Die Kirche bleibt ein geistlicher Bedeutungsträger für das städtische Gemeinwesen. Sie bietet gemeinschaftliche Akzente eines friedlichen Miteinanders. Dafür allerdings braucht die Kirche in der Zukunft auch weiterhin ein klares geistliches Profil. Nicht die vorlaute Stimme zu allen politischen Gemengelagen, sondern eine überlegte Stellung zu den Veränderungen des Stadtlebens ist das Gebot. Und dieses Gebot gründet im Auftrag der Kirche, im Evangelium Jesu Christi.

Diese verstärkte geistliche Haltung der Kirche zeigt sich in einer Aktualisierung ihrer spirituellen Kompetenz in Verbindung mit einer missionarischen Öffnung. Gottesdienste und Amtshandlungen, die nicht nur kirchlichen Insidern verstehbar und innerlich zugänglich sind, brauchen wir. Eindrückliche kulturelle Angebote, - was wäre dies Stadt ohne die Angebote der Kirchenmusik! - tragfähige Seelsorgearbeit in der Beratung vor Ort und in der Fachberatung mit ausgewiesenen Fachleuten und eine unverwechselbare Stimme bei der exemplarischen Anwaltschaft für die Armen in der Stadt, all dieses kann nur auf der Basis eigenen spirituellen Lebens gedeihen. Die evangelische Kirche sollte ihren Ehrgeiz in die glaubwürdige Gestaltung ihrer spezifischen Räume und Gesten, ihrer Zeiten und Angebote setzen und dabei Offenheit und Sensibilität für ihre Umgebung zeigen. Dabei dürfen Gesichtspunkte des Niveaus und der sorgfältigen Vorbereitung, einer angemessenen Werbung und einer stilsicheren Durchführung gerade in der Stadt nicht unterschätzt werden. Die Kirche in der Stadt befindet sich in einer Marktsituation. Insofern ist der erste Beitrag der Kirche für die Stadt, dass sie ihre geistliche Kompetenz pflegt, gleichzeitig ein geschärftes Bewusstsein für den Eigensinn ihres Angebotes entwickelt und damit den Boden bereitet für ihre Ausstrahlungskraft. Von einer professionellen Öffentlichkeitsarbeit bis zu einer liebevoll gestalteten Amtshandlungsarbeit lebt die Evangelische Kirche davon, dass ihre Kernangebote einen „guten Ruf“ haben und vielen zugänglich sind.

Und ein letztes: Wir leben nicht nur in den Städten, in denen wir leben, sondern wir träumen in unserer Stadt immer auch von der **anderen** Stadt. Wir träumen von den Häusern, in denen wir einmal leben werden und die schöner, großzügiger, klimatisierter sind als jene, in denen wir wohnen. „In meines Vaters Haus sind viele Wohnungen“ sagt Jesus im Johannesevangelium. Wir träumen von der Stadt, in der wir selbst bestimmen können, welche Wege an unserem Haus vorüber laufen sollen, welche Straßen besser nicht gebaut werden, wie wir sicher zur Schule oder zur Arbeit kommen. Träumen von Parks und Häusern, Gassen und Plätzen, die wir so anlegen, wie es uns gefällt. Die



räumliche städtische Umhüllung unseres Lebens ist der Mantel, den wir uns selbst schneiden wollten. Wir leben immer auch in den verheißenen Städten. Wir leben immer auch in einer Wirklichkeit von der in dieser Welt noch nichts sichtbar ist. Diese zweite Welt nimmt nur selten eine konkrete Form an. Doch die Hoffnung auf ein anderes Leben in der Stadt wird erst dann eine wirkliche Hoffnung, wenn wir beginnen, für sie zu arbeiten.

Immer wieder war in der Geschichte der Stadt ein Idealbild der Masterplan für die Stadtentwicklung. Die Anlage römischer Städte, die europäischen Residenzstädte, die mittelalterlichen Kaufmannsstädte der Hanse. Und immer wieder sind es religiöse Markierungen, Tempel oder Kirchen und herrschaftliche oder imperiale Symbolbauten gewesen, die diese Stadtpläne besonders markierten. Es waren Träume von Macht und Herrschaft, aber auch die Sehnsucht nach Bewahrung und Sicherheit. Diese Städte zeigen an ihrer Stadtsilhouette, wer ihr Bild prägt: Kirchen, die ihre Türme in den Himmel recken und auf die Mitte des Gemeinwesens verweisen, Plätze und Prachtboulevards, die herrschaftlichen Aufmärschen dienen, Rathäuser, die der politischen Macht einen Ausdruck gaben. Sind es Christen, die der Stadt den Spiegel vorhalten. Nicht indem sie verdammen, was sie von dieser Stadt halten. Nicht indem sie die Hure Babel beschwören wie Augustin, sondern in dem wir der Stadt zeigen, wie diese Stadt ist und wie wir sie verwandeln könnten. Wir bauen nicht die neue Stadt allein. Wir ahmen nach, wir setzen Zeichen, wir verändern ein paar Facetten – mehr nicht. Die Kirche ist der mutigste Hoffnungsträger in unserer Stadt und schenkt damit der Stadt der Zukunft ein verlässliches Therapeutikum gegen jede Form der Resignation oder Müdigkeit. Davon kann man reden, aber eben nicht nur unter uns, sondern auch mit Gott. Wie heißt es so schön beim Propheten: Suchet der Stadt Bestes, und – betet für sie.